

Bloch

Als Junge von acht oder vielleicht neun Jahren hatte Bloch auf den Kähnen gespielt, die wie langgezogene kleine Inseln träge den Fluss hinaufschwammen. Auch heute noch konnte er sich genau daran erinnern, wie er damals schreiend und wild mit den Armen durch die Luft wirbelnd vom Ufer aus die Aufmerksamkeit der Menschen auf den Schiffen zu erlangen versucht hatte und wie er dann ohne zu zögern von seinem Steg aus ins Wasser gesprungen war. Die Schiffe mussten die Fahrt drosseln, um sich im weitgespannten Bogen um die Fasaneninsel herumzuschlängeln, und der Junge, obwohl von schwächtiger Statur, hatte kaum Mühe gehabt, mit einigen beherzten Brustzügen die Längsseite der bergwärts fahrenden riesigen Dampfer auf der rechten Seite der Fahrrinne zu erreichen. Von Deck aus wurde er dann mit langen Stangen an Bord gehievt, als wenn es das Natürlichste auf der Welt wäre. Dann folgte ein großes Willkommen, man gab ihm ein Handtuch und etwas zu trinken und manchmal sogar holländische Lakritzstangen, er durfte an Deck herumrennen und sich alles anschauen und Fragen stellen und einmal hatte der Steuermann ihm sogar erlaubt, mittels eines langen Sprachrohrs Befehle an den Maschinisten durchzurufen, der sich vermutlich wunders was gedacht hatte, als ihm zwischen seinen Kohlebergen eine fiepsige Jungenstimme um die Ohren dröhnte. Ein anderes Mal stellte man ihm einen Menschenaffen vor, den einer der Schiffer aus Batavia mit nach Europa gebracht hatte und der nun bereits zum dritten Mal auf dem silbergrauen Fluss auf große Fahrt ging. Das Tier hieß Loki und hatte Bloch mit seinen tiefliegenden Augen schwermütig angestarrt, während es wie abwesend mit dem Mundstück einer Meerschaumpfeife auf den Resopaltisch zwischen ihnen beiden getrommelt hatte. Nach einer kurzen Weile, die Bloch immer wie eine Ewigkeit vorgekommen war, verabschiedete er sich wieder von der Mannschaft, kletterte über die Reling und sprang erneut ohne große Umstände ins freundlich kühle Wasser, wo er sich jetzt von der Strömung treiben lassen konnte bis fast zurück zu dem Steg, auf dessen Höhe sein Fahrrad an den Stamm einer Trauerweide gelehnt auf ihn wartete.

Viele Jahre später, in einem Leben, das mit den Sommern seiner Kindheit höchstens noch eine Handvoll verblasster Äußerlichkeiten gemein hatte, war er in seiner neuen Heimat mit der Familie für einen Wochenendausflug zu einem noch viel größeren Fluss aufgebrochen, aber der trübschläfrige Strom, den er schließlich in Vicksburg zu sehen bekam, hatte beinahe nichts gemein mit jenem märchenhaften Mississippi River, den er aus den Abenteuern von Huckleberry Finn kannte und zu eben dem er sich als Junge hingeträumt hatte, wenn er selbst

im heimischen Rhein geschwommen war. Der Philosoph wusste, dass die Wirklichkeit sich immer ironisch verhält zu den Ideen, die wir uns von der Welt machen, aber in jenem Augenblick war ihm dies bloße Bewusstsein kein Trost gewesen. Wortlos war er die Uferpromenade entlangspaziert, untergehakt bei seiner Frau, die ihn stützte und die mit wachen Blicken die Formen der dem Fluss zugewandten stattlichen Südstaatenbauten studierte. Aus Respekt vor Blochs beredtem Schweigen sagte sie ebenfalls nichts. Mit seiner freien Hand hatte Bloch alle paar Schritte seine Pfeife zum Mund geführt, um sogleich wieder festzustellen, dass sie lange schon nicht mehr zog. Alligatoren waren auch keine zu sehen gewesen.

Karola, dachte Bloch, und lächelte still vor sich hin. Mitsuchende an seiner Seite und zugleich sein Anker, der ihn am Grunde festhielt und die Fühlung wahrte zwischen ihm und dem Hier und Jetzt und die nun noch einmal, wie damals nach der Vertreibung aus Europa, mit ihrer Arbeit für ein geregeltes Einkommen sorgte, obwohl sie sich doch manchmal wie ein Fisch auf dem Trockenen vorkommen musste in dieser unwirtlichen, vom Krieg zernarbten Arbeiterstadt, in die sie nichts gezogen hatte, weit weg von allen akademischen Fluchtwegen. Eine Stadt, die so ungeheuer deutsch war, dass es beinahe weh tat, wenn man nur daran dachte. Aber wenn es nun eben keine andere Möglichkeit gab? Wir leben und wissen nicht wozu. Wir sterben und wissen nicht wohin.

Unendlich behutsam, den Atem so flach wie möglich haltend, setzte Bloch den abschließenden Kiesel auf die Spitze des Steinturms, der ihm etwa bis zur Hälfte der Oberschenkel reichte. Das Werk eines ganzen Vormittages. Thomas Morus hatte von lediglich sechs Stunden umfassenden Arbeitstagen geträumt, im straff organisierten Sonnenstaat von Campanella wurden später nur noch vier Stunden veranschlagt, Fourier reduzierte die Zahl der Arbeitsstunden sogar auf zwei, um das Vergnügen der Arbeiter an den Werkstätten sicherzustellen. Bloch konnte von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang beständig am Flussufer seiner Beschäftigung nachgehen und vergaß dabei in der Regel vollkommen den Blick auf die Uhr. Dabei summte er immerzu vor sich hin, bisweilen sang er laut, folgte unzuverlässig dem Auf und Ab mehrstimmiger Kantaten. Noch immer hielt er den Kiesel umfasst, unsicher, als ob er sich nicht mehr lösen könnte oder als ob durch anhaltendes Handauflegen Lebenskräfte übertragen würden von Mensch zu Stein. Oder andersrum, überlegte Bloch, wer konnte das schon so genau sagen. Es trug, sein Griff öffnete sich. Subtil übereinander geschachtelt waren die Flussteine zu einer neuen Figur herangewachsen, die sich nun einreichte in die Familie der Türme und Türmchen, die er hier auf dem breiten

Ufersaum großgezogen hatte. Langsam trat Bloch einen Schritt zurück, richtete sich auf und wischte mit einem Stofftaschentuch den Schweiß von seiner Stirn. Er blickte auf seine Hand hinab, die ihm eben noch so treue Dienste geleistet hatte, und beobachtete, wie sie nun von einem Zittern ergriffen wurde, gegen das er nichts ausrichten konnte. Man sollte gar nicht erst damit anfangen alt zu werden, dachte er, eh man sich's versieht, ist es bereits zu spät.

Tübingen hatte die Endstation sein sollen. Der letzte, sichere Hafen am Ausgang dieser den halben Erdball umspannenden Reise, die sich sein Leben nannte, seine auf- und abwogende Karriere. Das beschaulich geregelte Universitätsleben, die Debatten mit den in Scharen ihm zulaufenden Studenten, der Hölderlinturm am Neckar, der freie Blick über die Alb Gipfel im Süden. Dass es nun doch wieder anders gekommen war, könnte komisch geheißen werden und ihm trockene Lachsalven entlocken, wenn es nicht zugleich so tieftraurig wäre. Mit genau den gleichen Worten hatten sie ihn davongejagt wie zuvor bereits die Kader in Leipzig und übrigens auch wie die Tausendjährigen im Deutschland Hitlers: Er sei ein Verführer der Jugend, hatten sie ihm wörtlich vorgeworfen. Einer, der Zweifel säe in den Köpfen junger Menschen, die gerade jetzt in Zeiten des Umbruchs und des Aufbaus mit fester Hand angeleitet werden mussten. Bloch beobachtete sein Spiegelbild, das unsterblich auf den Wellen des Flusses vor ihm flackerte. Er sah das nachlässig nach hinten gestrichene, immer noch volle aber schlohweiße Haupthaar, sah seine dicke Hornbrille, die auf einer formidablen Nase saß und durch die die Augen klein und immer ein wenig verblinzelt hindurchstarrten. Ein Verführer der Jugend. Ob den Herrschaften wohl bewusst war, dass man auch Sokrates bereits so genannt hatte?

Jeden Tag kam er mit Menschen ins Gespräch. Diejenigen, die Bloch kannten, sprachen ihn mit Herr Professor an, die anderen vermieden in der Regel jede direkte Anrede. Spaziergänger zumeist, die wandelnd für eine Weile den BASF-Schlotten aus dem Weg gehen wollten, Fahrradfahrer auch und neulich erst war oben auf der Uferstraße mit quietschenden Reifen eine pechschwarze Mercedes-Karosserie zum Halten gekommen, der ein dicker Mann mit breitem Filzhut und einer eleganten aber nachlässig gebundenen Krawatte entsprungen und zu ihm hinunter auf den Steingrund gekraxelt war. Als er beim letzten Mal hier vorbeigefahren sei, keuchte der Dicke atemlos, habe er sich bereits gefragt, was hier am Fluss für eine Stalagmitenlandschaft entstanden sei. Prüfend wanderten seine Augen die Reihe der Steintürmchen entlang, dann schaute er zu Bloch, der schweigend zurücklächelte. Schließlich trat er doch einen Schritt vor, legte dem verdatterten Mann seinen Arm um die Schulter und drehte ihn behutsam so, dass sie nun beide nebeneinander stehend auf die Kieselformationen

vor der Schlangenlinie des Wassersaumes blickten. Schauen Sie, sagte Bloch mit ruhiger Stimme, schauen Sie genau hin. Stille. Grazil und zerbrechlich wie etruskische Skulpturen nahmen sich die geschichteten Kegel vor den Rheinwellen aus. Es sind Schwangere, meinte Bloch zuletzt, Proben auf ein Exempel, das noch nicht da ist, aufgetürmte Hoffnungen und Funkenschläger in einem. Und denken Sie an die Pyramiden am Nil, deren Geheimnisse uns sich auch nicht allesamt erschließen wollen.

Während der Dicke vorsichtig zu seinem Mercedes zurückschlich, konnte Bloch sich ein Lachen nicht verkneifen. Sein ganzes Leben lang war er in hermeneutischen Zirkeln um die Dinge herumgekreiselt. Jetzt, da er sich manchmal gegen seinen Willen in die Rolle des altersweisen Deuters gedrängt fühlte, bereitete es ihm eine diebische Freude, dass er nun selbst die Welt formte und veränderte, ohne sie auch zugleich druckreif interpretieren zu müssen. Er redete gern mit den Leuten, die ihn am Flussufer aufsuchten, aber es waren unverfängliche Plaudereien, den Propheten hatte er ad acta gelegt. Man konnte die Menschen nicht immer mit der Nase drauf stoßen, auf manche Sachen musste jeder selbst kommen. Am ehesten, überlegte er, schien das den Kindern zu gelingen, die häufig gleich damit anfangen, selbst kleine Steinkegel zu errichten direkt neben seinem Tagewerk. Professor Bloch, Verführer der Jugend. Wieder schmunzelte er. Was ist da latent, wohin tendieren die Steine? Als ob er es nicht selbst war, der die größten Fragen stellte. Es waren außerdem nicht seine Figuren, niemand konnte die Steintürme sein Eigen nennen. Am ehesten noch, dachte er, waren es Flusswesen, die dem Rhein angehörten.

Die grüngoldene Ebene war gesegnet mit reichlich Sonnenstunden, wie ein Salamander ruhte Bloch manchmal an warmen Sommernachmittagen auf den größeren Felsblöcken, die zur Straße hin gelegen waren, paffte seine Pfeife und aß das spärliche Mahl, das Karola ihm eingepackt hatte. Am meisten aber liebte er die Regentage, wenn der Wind ihm um die Nase pfiß und das Wasser die Steintürme schwarz färbte. An solchen Tagen schienen ihm die Figuren am ehesten ihr Wesentliches und Notwendiges zu zeigen. Nichts hielt die Kiesel aufeinander außer der Meisterschaft seiner Hände. Gelegentlich wurde einer der Kegel umgeweht. Es kam auch vor, dass eine Flusswelle, die plötzlich aus dem Bett scherte, eine Figur mitriss und einmal war Bloch morgens am Ufer angelangt und hatte keines der Türmchen noch aufrecht vorgefunden, die Steine wild verstreut in einem offensichtlich verrückten Akt nächtlicher Zerstörer. Er würde weitermachen. Beharrlich würde er Stein über Stein schichten. Bloch blieb Optimist, wenn es sein musste, auch mit Trauerflor,

hoffnungsfroh auch ohne Zuversicht. Bloch schuf. Jeden Tag aufs Neue ließ er Steinkegel in die Höhe wachsen.

Einmal hatten Bloch und Karola versucht nachzuzählen, wie viele Mitglieder ihrer beiden Familien von den Nazis ermordet worden waren, aber sie hatten aufgehört, als sie feststellten, dass die Finger ihrer Hände dafür nicht ausreichen würden. Manche Gesichter waren Bloch geblieben als Eindrücke, aber auch diese Linien gilbten mit der Zeit. Er richtete sich auf, zog an seiner Pfeife und schaute dem Verlauf des Flusses folgend in die Ferne. Ein Heißluftballon entschwebte über den wohlgrunden Hügelkappen im Süden. Träge Kähne, gemütlich wie schwimmende Inseln. Manchmal konnte man das Gleiten der Sonnenstrahlen in der Flussebene für Bewegungen der Steinfiguren selbst halten und dann war es, als stünden da wirklich kleine Menschen am Ufer des Rheins, Staunende, die Blicke hoffnungsvoll gerichtet auf alles das, was da noch kommen konnte.

D.E.M. van Os
